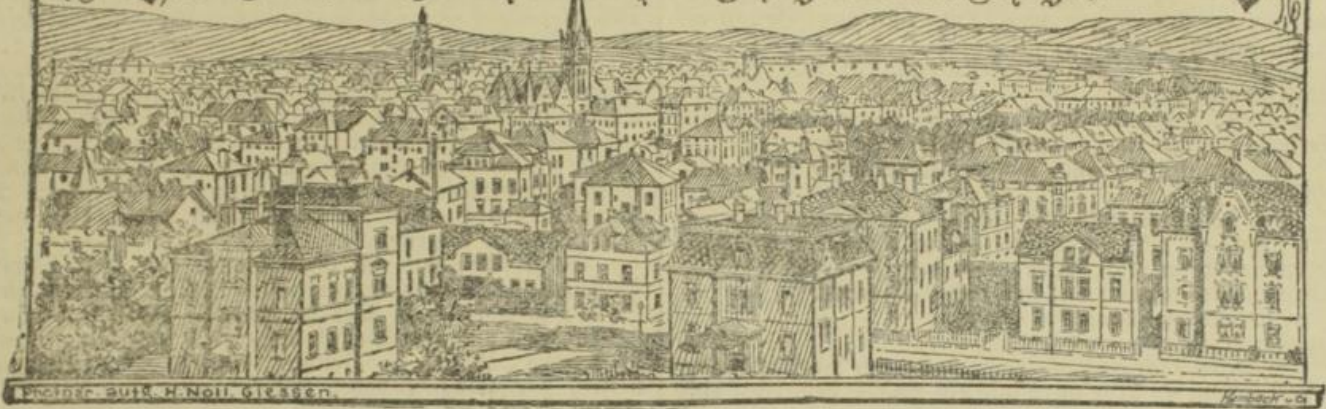


Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Die hundert Tage.

Roman aus dem Jahre 1815 von M. von Witten.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Otto und Toska hatten, ganz mit sich beschäftigt, nichts von dem Zusammenlauf der Leute wahrgenommen. Sie waren vor dem etwas außerhalb der Stadt gelegenen Gasthaus vorgefahren und hatten sich in das Zimmer begeben, worin sie ihre Gäste erwarten wollten, um von hier aus gleich den angrenzenden Speisesaal betreten zu können, in dem ein einfaches Mahl gereicht werden sollte. Gleich hinter dem ihrigen waren die anderen Wagen vorgefahren, die Gäste traten ein — auf Erlens wartete man vergebens. Endlich schlug Otto vor, zu Tisch zu gehen. Noch ahnte keiner etwas Arges. Wer vom Wagenfenster aus etwas von der Menschenansammlung bemerkte, der hatte ihr weiter keine Bedeutung beigelegt oder geglaubt, sie damit, daß es gerade Sonntag war, oder in einer anderen harmlosen Weise erklären zu müssen.

Eben hatte man sich niedergesetzt — die Suppe war gerade aufgetragen —, da traten Ulrich und Erdmüthe in den Saal.

„Wißt Ihr es schon, Napoleon ist aus Elba entflohen!“

„Wie —? Was? Unmöglich!“

„Alles sprang von den Sitzen. Erlens wurden umringt. Ulrich mußte erzählen.“

Toska stand, die Hand aufs Herz gedrückt, totenbleich mit großen entsetzten Augen neben ihrem bekränzten Stuhl — allein.

Erdmüthe sah es. Sie löste sich unbemerkt aus dem Kreis und ging zu ihr. Die tiefe, frauenhafte Güte, der Grundzug ihres Wesens, brach einer Blüte gleich in Erdmüthens Herzen auf und leuchtete der Vereinsamten entgegen.

„Toska —!“ Die fremde Anrede „Madame“ wollte nicht über ihre Lippen. Ihre Stimme zitterte unter der Gewalt ihres Gefühls. „Toska — seien Sie stark! Was auch geschehen ist, — was auch geschehen mag, — Sie gehören zu Ihrem Mann! Vergessen Sie nie, was Sie heute gelobt! Wo du hingehst, da will auch ich hingehen! Dein Haus sei mein Haus — dein Vaterland sei auch mein Vaterland!“ Sie hatte ihr beide Hände entgegengestreckt. Und Toska, mit fortgerissen von der Macht innerster Ueberzeugung, die ihr da entgegenströmte, legte die ihren hinein. Wortlos. Mit kaum spürbarem Druck.

„Gott — daß es gerade jetzt kommen muß! Gerade jetzt —! Gestern noch —!“ stammelte die junge Frau.

„Soll das heißen, daß Sie gestern noch frei gewesen?“

„Sie martern mich!“ Fast heftig entzog sie Erdmüthen ihre Hände und legte sie an die Schläfen. „O, mein Kopf! Es ist alles so schwer für mich!“ fügte sie dumpf mit geschlossenen Augen hinzu. „Ich komme hier in eine mir ganz

fremde Welt.“ Ein Ausdruck trostloser Hilflosigkeit lag auf ihrem bleichen Gesicht.

Erdmüthe stand erschüttert.

„Toska, ich will zu Ihnen stehen! Lassen Sie uns Freunde sein! Und glauben Sie mir, wahre Liebe besiegt alles!“ Mit glühendem Beschwören flüsternte es ihre Lippen: „Wahre Liebe ist stärker als selbst der Tod.“

Da schlug Toska die braunen, tränengefüllten Augen auf. „Das ist auch meine Hoffnung!“ Unwillkürlich, wie zum Gebet, rangen sich ihre Hände ineinander. „Möge Gott mich nur jetzt noch vor allzu schwerer Prüfung bewahren!“

Von nun an überstürzten sich die Nachrichten.

Napoleon sollte schon in Grenoble, — er sollte schon in Lyon sein!

Toska von Jäger ging wie im Fieber umher. Mit tiefer Sorge betrachtete sie Otto. Bald entzog sie sich seinen Liebesblickungen wie ein aufgeschrecktes Wild — in toller Flucht; — dann wieder fand er sie in starrer Wuthie in irgend einem Winkel hodend und mit toten Augen ins Leere starrend. Und wieder ein andermal, als er mit liebevollem Bormwurf an sie herantreten war, da hatte sie sich mit so ungestümer Glut an seine Brust geworfen und ihn in solcher Todesangst umklammert, als laure da in einer Zimmerrede ein unsichtbarer Jemand, der ihr den Gatten entreißen wollte.

So war der Abend des dritten Tages herangekommen. Das kleine Mahl, das sie heute wie gestern allein in dem Wohnzimmer eingenommen, welches sie außer dem Schlafzimmer als vorläufige Unterkunft in einem hübschen alten Hause ermiethet, war beendet. Wortlos war es verlaufen. Die Magd trug eben den letzten Teller hinaus. Die junge Frau erhob sich, faltete mechanisch das weiße Tischtuch zusammen und legte eine dunkle Decke auf. Sie war wohl wirklich krank. Ihre Wangen flammten, ihre Augen leuchteten vor innerer Glut. Und doch — wie schön, wie fast überirdisch schön erschien sie Otto gerade in diesem Augenblick. Eine heiße Angst erfaßte ihn. Er umschlang sie und zog sie mit sanfter Gewalt an sich.

„Toska,“ flüsterte er, „vertraue mir doch an, was dich bedrückt!“

Sie lächelte schmerzlich in seinem Arm zu ihm auf.

„Liebster — ich hatte einen bösen, bösen Traum,“ sagte sie langsam. „Und dein Freund, der Ulr, sagte mir einmal, er glaube an Träume!“

„Unsinn, Märchen! — Und weiter wär's nichts?“ Er atmete ordentlich auf. Er hatte etwas so ganz anderes zu hören gewünscht. Und dabei gab er sich auch schon dem prikelnd wonnigen Gefühl hin, daß ihre zaghafte Hingebung in ihm erregte. „Weißt du, aller Spul zerrinnt, wenn man ihm fest ins Auge blickt. — Willst du mir nicht deinen Traum erzählen?“

„Nie! Nie!“ Entsetzt machte sie sich von ihm los. Als sie aber dem ganz verständnislosen Blick ihres Mannes begegnete, in dem Sorge, Zärtlichkeit und auch ein heimlich

aufbeimendes Mißtrauen miteinander stritten, da riß sie sich zusammen.

Otto — vergib! Ich bin totmüde. Fühle mich nicht ganz wohl! Ich will mich einmal thätig ausschlafen. Dann ist wieder Mut und Kraft in mir, und ich bin wieder die Alte.“ Und sie streckte ihm mit einer so rührenden Bitte, mit einer so holdseligen, frommen Demut die Hand entgegen, daß er hingerissen sich darüber beugte und sie in heißer Inbrunst küßte.

„Du — du — Angebetete! Weib meines Herzens!“ stammelte er. Und dann: „Geh! Ruhe dich aus! Vergib all meinem Ungeßüm —!“

Er drängte sie nun geradezu nach der Thür, die ins Schlafzimmer führte.

Auf der Schwelle blieb sie noch einmal stehen. Ein Schelmenblick aus ihren Augen überlief ihn.

„Du gönnst mir auch meine Ruhe? Welt, störst mich nicht?“

„Bei den Penaten,“ rief er beinahe übermütig, von ihrem Zauber wie berauscht. „Keine Fliege soll deinen Schlummer stören. Ich selber werde dein Herberus sein und verbanne mich heute nacht auf dieses Kanapee.“

„Gut, morgen denn!“

„Ja, morgen!“

Sie nickte noch einmal. Dann hatte sich die Thür hinter ihr geschlossen. Er aber blieb wie ein Knabe, dem eben eine Fee erschienen, von Märchenglück umspinnen zurück.

Tor, der er gewesen, sich mit Gräbeleien zu plagen! Mochte kommen, was kommen mußte! Sie war sein, und — sie liebte ihn! —

So hatte er noch eine ganze Weile in glückseligen Gedanken versunken geseßen. Plötzlich klopfte es an die Thür. Hart und soldatisch. Er ging und öffnete, weit leiser, als es sonst seine Gewohnheit war, — um Toskas willen.

Eine Ordonnanz stand vor der Thür. Da sei noch ein Brief an den Herrn Leutnant, der durch das Regiment gegangen wäre.

Die Ordonnanz hatte sich wieder entfernt. Otto saß an dem Tisch inmitten des Zimmers und drehte den Brief in den Händen. Er war aus Genappe. Aus Genappe? Da hatte er doch keinen Bekannten. Plötzlich schoß ihm, er wußte nicht, weshalb, das Blut zu Herzen — er riß den Umschlag auf. Eine sauber gefaltete, aber nicht geschlossene Einlage fiel heraus — und auf den Tisch. Der Brief selbst — nur wenige Zeilen in französischer Sprache.

„Mein Herr,

ich ersuche Sie höflich, beiliegendes Schreiben, das mir zur Weiterbeförderung übersandt worden, meiner Richte Toska auszuhändigen zu wollen. Mit Dank!

Eugen d'Esure.“

Eugen von Esure! Das war doch Toskas Onkel — der Bruder ihres Vaters!

Ob er das Schreiben seiner Frau gleich hinüberreichen sollte? Nicht doch! Sie wollte doch nicht gestört sein. Gewiß, — er bog den Oberkörper nach der Thüre und lauschte mit gespannter Aufmerksamkeit hinüber — gewiß, sie schlief schon. Alles war mäusehenstill.

Aber wenn es etwas Eiliges wäre? Etwas Wichtiges? Verwirrende Gedanken durchschossen sein Hirn. Dann hatte er doch ein Recht, es an ihrer Stelle zu lesen. Zumal Herr von Esure ihm das Schreiben offen eingelegt. Vielleicht war es sogar die Absicht des Oheims gewesen, daß Toskas Gatte zuerst von dem Inhalt des Briefes Kenntnis nähme. Vielleicht, daß er sie vor drohendem Unheil bewahren konnte, wenn er — —! Vielleicht daß — —!

Plötzlich hatte er den Brief aufgenommen. Mit zitternden Händen. Er war gleichfalls in französischer Sprache abgefaßt. Mit hochklopfendem Herzen las er:

„Mein heißgeliebtes Weib!

Nach martervoller Gefangenschaft kehre ich aus Rußland zurück. Vergib, daß ich nicht gleich zu Dir geeilt bin. Aber nachdem ich von der schrecklichen Wendung gehört, die das Schicksal unseres Kaisers genommen, trieb es mich unwiderstehlich zu ihm nach Elba. Gefährte seines Leidens wollte ich sein, wie ich Gefährte seines Glückes gewesen. Aber zuvor, ehe ich mich nach Elba einschiffte, begab ich mich, von meinem Instinkt getrieben, nach Wien. Ich sah und hörte von der Uneinigkeit der Mächte auf diesem Kongreß, der Europa eine neue Gestaltung geben sollte, sah und hörte, wie

sie nahe daran waren, übereinander herzufallen. Und was meine Augen, meine Ohren vernommen, das überbrachte ich meinem Kaiser. Meine Worte waren der Tropfen, der den Becher zum Ueberlaufen brachte. Sein Entschluß, der durch all das, was seine Freunde ihm aus Frankreich aus allen Ecken Europas zugetragen, schon lange in ihm gährte, reifte über Nacht. Am Schlusse eines Balles bei seiner Schwester Pauline gab er Befehl, alles zur Einschiffung seiner acht-hundert Soldaten, die ihm in die Verbannung gefolgt, in Bereitschaft zu setzen. Und wir schifften uns wirklich ein. Das alte Glück war uns hold — mein Kaiser betrat wieder den Boden Frankreichs!

Von den Landleuten wie ein Wunder angestaunt, von keinem Menschen aufgehalten, schlängelte sich unsere kleine Schar auf schmalen, halbsprecherischen Pfaden durch die Berge und Schluchten auf dem linken Ufer der Rhone. Unsere Kanonen hatten wir zurücklassen müssen, die Lanziers mußten zu Fuß marschieren und ihr Roß hinter sich herziehen. Der Kaiser, seinen Stab in der Hand, meist voran, dicht neben dem gähenden Abgrund.

So strebten wir auf Grenoble zu, auf diese herrliche Felsenfeste der Dauphiné, dem ersten Ziel auf unserem Wege! So armelig und doch so gewaltig durch den einen Willen, der uns beherrschte! Ach, teure Frau, was mußte ich erleben! Unfern der Festung, bis am Ende eines Engpasses, der zwischen hohen Felsenwänden und spiegelnden Seen sich dahinzieht, erblickten wir ein Bataillon Franzosen, das erste, das uns ein feindliches „Halt“ entgegensetzte wollte. Der Kaiser, der sich bereits zur Avantgarde begeben, eilte mit polnischen Reitern und Gardejägern voraus und machte dann einige hundert Meter vor dem in Schlachtaufstellung aufgestellten Gegner Halt, um ihn mit seinem Fernglas zu mustern. Auf einen Wink von ihm flog ich zu dem kommandierenden bourbonischen Offizier und, meinen alten Kriegskameraden Delessart in ihm erkennend, entfrönte meinen Lippen feurige Worte des Beschwörens, unsern angebeteten Kaiser nicht mit der Waffe in der Hand gegenüberzutreten. Sie ließen ihn kalt. Beschämt kehrte ich zu meinem Kriegshelden zurück. Da stieg der Kaiser vom Pferde. Und indem er den treuen Gefährten seines Ruhmes, seines Leidens gebot, zurückzubleiben, schritt er allein über die Wiese, die ihn von den drohenden Gegnern trennte, und gegen diese, seine einstigen Waffenbrüder, vor. Langsam, mit gesenktem Haupte, mit über der Brust gekreuzten Armen. Ich sah, wie ein Erzittern durch die Reihen der königlichen Truppen ging — ich hörte das Kommando des Bataillonskommandeurs, Feuer zu geben — — —

Da, in diesem Augenblick erhebt Napoleon das Haupt, und seinen grauen Oberrock aufreißend, unter dem die alte grüne Uniform sichtbar wird, breitet er die Arme aus.

„Soldaten!“ ruft er mit ebener Stimme. „Gibt es einen unter euch, der auf seinen Kaiser schießen kann, der tue es! Hier bin ich!“

Die schußbereiten Gewehre senken sich tiefer, gezwungen durch unsichtbare Macht und mit einem Male fällt der brausende Jubelruf: „Es lebe der Kaiser!“ die Luft.

Die Soldaten stürzen sich auf ihren Abgott, werfen sich ihm zu Füßen, jauchzen ihm zu, berühren seine Stiefel, seinen Degen, den Saum seiner Kleider — —

Der Kommandeur, im Innersten erschüttert, bricht in Tränen aus und überreicht dem Herzensüberwinder seinen Degen. Und der — umarmt ihn.

Teure Frau — es waren Augenblicke, wie keine Ewigkeit sie ergreifender gestalten kann!

Was brauche ich noch weiter zu erzählen?!

Der Rausch, der dies eine Bataillon beim Anblick seines Kaisers erfaßt, er springt wie ein elektrischer Funke über auf das ganze übrige Regiment, das alsbald unter dem Schall der Trommeln die nahe Festung verläßt, um dem angebeteten Feldherrn entgegenzueilen. Und als der Abend sich zur Erde neigt, da ist ganz Grenoble von dem Glücke über die Wiederkehr seines Kaisers trunken. Der Festungskommandant und das winzige Häuflein seiner Getreuen erblickt das einzige Heil in rascher Flucht; die geschlossenen Tore werden unter jauchzenden Hochrufen von innen wie von außen erbrochen — der Verbannte von Elba hält seinen Einzug wie ein Fürst!

Morgen, nach kurzer Ruhe, geht es nach Lyon.

Ich bin gewiß, seine Adler werden von Kirchturm zu Kirchturm fliegen, bis sie sich auf der Spitze von Notre Dame niederlassen, so wie er es prophezeit. —

Deb wohl, meine teure Bertha, jauchze mit mir. Küsse unser geliebtes Kind, unsere Toska. Sag ihr, der Vater, den sie so heiß geliebt, er kehrt zurück. Sobald mein Kaiser in Paris eingezogen, seht ihr mich wieder.

Dein getreuer Gatte

Philipp d'Eure."

Otto ließ das Blatt sinken. Ohne aufzublicken, fast ohne zu atmen, hatte er gelesen. Zuerst, bei der Anrede, hatte ein rasender Verdacht sein Herz wie ein glühendes Eisen durchschossen. Dann begriff er, daß diese Zeilen an eine tote gerichtet waren, daß sie ihm persönlich nichts rauben wollten. Da erst hatte sein wie erlöst aufatmendes Herz die glühende Schilderung von dem Siegeszug des Korsen in sich aufgenommen. Und Jörn und Paß gegen diesen Unterbrücker waren von neuem in ihm mit hellodernder Glut emporgesamt. Er sah mit ganz anderen Augen, als Philipp von Eure. Der Uebergang der Regimenter — ihm war's nicht ein Beweis von der Gewalt, die Napoleon über die Gemüter ausübte — nein! ihm bedeutete es feigen Treubruch gegen Ludwig XVIII., dem sie vor wenigen Wochen den Eid der Treue geschworen.

(Fortsetzung folgt.)

Wie eine Schlacht von heute aussieht.

Von einem Augenzeugen.

Der bekannte englische Kriegsberichterstatter Hamilton Fyfe, der die Ereignisse der Niesenschlacht in Nordfrankreich von ihrem Anbeginn an miterlebt und an den verschiedensten Stellen des ungeheuren Kampffeldes in der Feuerlinie gewesen ist, entwirft hier ein Bild der modernen Schlacht, dessen Naturtreue einen besonders anschaulichen Eindruck hinterläßt.

„Eine Landschaft mit einem kleinen Rauchwölkchen“ — so hat ein französischer Schlachtenmaler eine Schlacht von heute beschrieben. Das ist durchaus nicht nur ein geistreiches Wort. Es ist vielmehr eine Beschreibung, von der alle, die Schlachten beobachtet haben, zugeben werden, daß sie sehr oft stimmt. Auf der Balkstatt von heute kann während des Kampfes das Auge zumeist nichts Ungewöhnliches in der Landschaft wahrnehmen außer jenen kleinen weißen Wolkchen in der Ferne, die zeigen, wo die Granaten explodieren. Selbst wer ein ausgezeichnetes Fernglas zur Verfügung hat, muß das Schlachtfeld sehr genau studieren, bevor sich ihm irgendwelche weiteren Zeichen des Kampfes enthüllen.

Die Kanonen des Feindes liegen in verbodener Stellung. Sie sind vielleicht hinten am Abhang jener niedrigen Hügelreihe aufgestellt, die da drüben das Gelände unterbricht, oder sie sind vielleicht geborgen hinter jenen Baumreihen, die den Fluß umrahmen. Zumeist sind auch die Kanonen auf der Freundeseite nicht sichtbar oder in ihrer Stellung nur sehr schwer herauszufinden. Die Mannschaften liegen hingedrückt in ihren Gräbern und Löchern, wenn „hingedrückt“ das rechte Wort ist für diese häufig so nassen und unwirklichen Unterschlupfe. Dann und wann kann man unbedeutliche Linien auf dem Felde hintrabbeln sehen, die an ein Heer von Ameisen erinnern, oder es erhebt sich eine plötzliche Aufregung an den Hügelhängen, ein Gewimmel und Gewirre von Hunderten von schwarzen Punkten, gerade so, wie wenn man mit einem Stock in einen Ameisenhaufen herumtroderte und nun alles wälzt durcheinander liefe. Das sind so die Eindrücke eines Schlachtfeldes von heute. Aber von dem, was man sich so gewöhnlich unter einer Schlacht vorstellt, wird man nicht die geringste Spur finden.

Der Laie, der sich das Bild einer Schlacht vorstellt und dabei an die Gemälde im Museum oder an die bunten Bilder in den Kriegsgeschichten denkt, sieht die Sache immer noch so an, als ob große Massen von Truppen gegeneinander marschierten, als ob die Kanonen auf beiden Seiten die Reihen der Gegner niedermähten, wenn sie herankommen; er glaubt, daß die Reihen gegeneinander unaufhaltsam vorrücken, bis sie im Bereich des Gewehrfeuers auf beiden Seiten sind. Und dann — so denkt man sich das wohl — wird eben geschossen, bis dem einen Gegner die Munition oder die Geduld ausgeht, und zuletzt geraten die feindlichen Heerscharen in einem wilden Gemelge Mann gegen Mann auf der ganzen Länge aneinander, die Kavallerie galoppiert dazwischen und haut ebenfalls drauf los, und das Ende vom Liede ist schließlich, daß das eine Heer geschlagen zurückkehrt, während der Befehlshaber des andern Heeres feierlich verkündet, daß er gesiegt hat.

Diese Vorstellung, die noch in so vielen Köpfen haftet, muß man von Grund aus aus seiner Phantasie verbannen, wenn man den Sinn und das Gesicht der Schlacht von heute erfassen will. Der Krieg ist kein Sport mehr und keine Kauferei. Er ist eine Wissenschaft. Er ist ein Gebiet, das schwierige technische Studien, komplizierte Berechnungen erfordert und bei dem kostbare, auf das feinste gearbeitete Instrumente verwendet werden. Erfolgreiche Generale sind heute nicht mehr tapfere Draufgänger. Es sind viel eher Leute mit Brillen und professoralem Aussehen, die

am gelehrte Büchertwürmer erinnern, oder es sind Männer, die über ein großes Organisationstalent verfügen, die Ingenieure, große Finanzleute oder tüchtige Fabrikanten geworden wären, wenn sie nicht die Laufbahn im Heere vorgezogen hätten.

Diese wissenschaftliche Maschinerie des modernen Krieges hängt eng damit zusammen, daß man von einer modernen Schlacht so wenig sehen kann. Der Sieg winkt nicht mehr nur den Tapfersten, sondern denen, die die beste Maschinerie, die vorzüglichste Organisation haben, die sich am besten verstecken und vergraben können. Wenn es zu einem aufregenden Kampf Auge in Auge kommt, wenn das Bajonett wütet und das Handgemenge einsetzt, dann sind nur die, die miteinander kämpfen, nahe genug, um etwas davon erzählen zu können. Ich habe mit meinem guten Fernglas viele Teile des ungeheuren Schlachtfeldes durchsucht, das sich in einer gewaltigen Diagonale durch Frankreich erstreckt. Ich habe bei feuernden Batterien gestanden. Ich habe in den Schützengraben gelegen und bin zu der vordersten Feuerlinie gekrochen. Ich habe sogar deutsche Soldaten gesehen und mich mit ihnen unterhalten, was die Kämpfenden selbst nicht tun können. Aber ich kann wirklich keine andere Beschreibung einer Schlachtfront von heute geben, die in kurzen Worten bezeichnender wäre als die des französischen Malers: „Eine Landschaft mit kleinen Rauchwölkchen.“

Hinter der eigentlichen Front, hinter den Kämpfenden, da gibt es freilich sehr viel zu sehen. Hier, gleichsam hinter den Kulissen der Kriegsbühne, auf der sich das Drama der Schlacht abspielt, begreift man erst die ungeheure Kompliziertheit jener Maschinerie, die Schlachten gewinnt, und die Notwendigkeit, daß sie so vollkommen sei wie möglich. Man kann die besten Kanonen von der Welt haben, und doch sind sie zu nichts nütze, wenn die Pferde fehlen, die sie ziehen. Man kann die tüchtigsten und tapfersten Soldaten besitzen, und sie werden nichts leisten können, wenn man sie nicht regelmäßig und gut ernährt, wenn man ihnen nicht die nötige Ruhe gibt. Und weiter: alle Bewegungen der Truppen müssen genau berechnet werden, alle Wege müssen sorgfältig frei gemacht sein, denn es geht nicht an, daß zwei Regimenter, eines das vorgeht und eines das zurückgeht, auf derselben Chaussee marschieren, das würde eine schöne Verwirrung geben.

Komm also hinter die Szene! Wir haben eben die Artillerie beobachtet und hinterher gespäht über das weite flache Land mit den niedrigen Dügeln in der Entfernung, den Dügeln, wo der Feind steht. Wir sind selbst auf einem Plateau. Nun gehen wir den Abhang hinunter und wir haben ein anderes Bild vor uns, das hinter der Schlacht liegt. Mit einem Male sind wir unter den Mitspielern, die warten, bis die Reihe an sie kommt, die ausruhen, bis das Stichwort fällt, das sie hineinreißt in das Drama von Blut und Eisen.

Hier dicht dabei, um damit zu beginnen, ist eine große Menge von Artilleriepferden, die alle ruhig dastehen, während ihre Batterien in Tätigkeit sind. Gehen wir weiter, so kommen wir an eine lange Munitionskolonne, die am Wegrand wartet, Wagen auf Wagen, alle mit Granaten bespaßt; die Reihe scheint endlos. Dann ein Dorf, voll von Soldaten. Soldaten überall, in den Gassen herumgehend, an den Haustüren, hier welche, die Äpfel pflücken, dort eine ganze Schar in tiefem Schlaf. Da hat sich einer auf einem flachen Stein einen Schreibstisch eingerichtet, auf dem er einen Brief kriegelt. Wieder andere waschen ihre Kleidung im Bach, und in einer Ecke sitzen drei behaglich zusammen und spielen Karten. Im Schatten einer hohen Mauer rastet ein Mann einen andern, während ein dritter, der eben rastet ist, sich das Gesicht in einem Eimer wäscht. Zwei oder drei sitzen und angeln. Solche französischen Soldaten, die in den Zwischenpausen einer Schlacht die stets mitgeführte Angelrute ins Wasser werfen, findet man immer. Es ist die Hauptpassion der Franzosen, und ich glaube, wenn um 10 Uhr die letzte Posaune ertönt und das letzte Gericht für 12 Uhr angekündigt wird, dann würden noch viele von ihnen die Zwischenzeit dazu benutzen, um im nächsten Bach zu angeln. Nun sind wir durchs Dorf, und nachdem wir am Ausgang unsern Bach gezeigt haben — denn ohne diesen kommt man überhaupt nicht weit, und solch ein Anzeiger ist schwer zu erlangen — stehen wir in einem kleinen Tal zwischen zwei Dügeln, und als wir da hindurch sind, stehen wir auf einer großen Wiese, die aussieht, als ob hier Pferdemarkt wäre. Hunderte von Pferden weiden hier und trinken aus dem Bach. Die Reserve der Artillerie lagert hier. Noch weiter hinten sind neue Dörfer, die von Infanteriereserven besetzt sind, und noch weiter hinten stehen wir auf Kavallerie, die auf dieser Kriegsbühne nichts zu tun hat. Da sie dazu da sind, aufzuklären und Fühlung mit dem Feind zu suchen oder nach Beendigung des Kampfes den stehenden Feind zu verfolgen oder einen Rückzug zu schützen, so bleibt für sie während der eigentlichen Schlacht wenig oder nichts zu tun.

Nun begegnen wir einer andern sehr langen Wagenreihe; alles Automobile. An einer bestimmten Stelle machen sie Halt und fahren auseinander. Auf vielen liegen geschlachtete Ochsen u. Schafe, Fleisch in Massen. Andere sind mit runden flachen Broten bespaßt. Hier ist die Speisekammer der Truppen, von hier aus werden die Rationen an die einzelnen Regimenter verteilt, und bald wird

das, was von hier aus geht, auf Hunderten von Kochtöpfen über Hunderten von Lagerfeuern braten und schmoren.

Das Aufschlagen von Lagern im eigentlichen Sinne gibt es beim französischen Heere nicht. Ich habe noch kein richtiges Lager gesehen. Wenn das Dunkel hereingebrochen ist, dann sieht man jeden Abend im Schein der Automobillichter Tausende von Menschen an den Begräbern schlafen oder in Korrmieten auf den Stoppfesseln ihr Lager suchen. Und wenn man so im Automobil durch die Nacht fährt, dann sieht man die ermüdeten Truppen von den Schützengräben zurückkommen, während die frischen Truppen, die, die wir in dem Dorf sahen, vorwärts ziehen, um ihre Plätze einzunehmen. Um diese Zeit, wenn die Stunde kommt, da in gewöhnlichen Zeiten die Menschen von der Arbeit ausruhen und Feierabend machen, ergreift einen am stärksten das Grauen vor dem Krieg und das Mitleid mit den Krieger. Ein mannhafter Kampf erwärmt das Blut, und das Schießen bei Tag regt die Lebensgeister an. Aber hier gibt es nichts, was einen Mann erwärmt und anregt, der im Dunkel der Nacht seinen Posten in einem Schützengraben antritt mit dem Bewußtsein, daß der Feind wahrscheinlich — wie er es so oft tut — gerade vor Anbruch des neuen Tages einen Angriff machen wird, wenn die Lebens- und Nervenkraft durch die lange Nacht fast völlig aufgerieben ist.

Bei einem solchen Nachtschlacht ist noch am meisten von einer modernen Schlacht zu sehen. Blitze zucken dann in unaufhörlicher Folge über jene fernen Hügel fort. Brennende Schotter und Häuser erschallen das Dunkel mit düsterer Glut. In den großen Lagern brennen lustig die Lagerfeuer. Aber man hat keine Freude an solch romantischem Nachtschlacht. C. W.

Wie der englische Kriegszensur arbeitet.

Die amerikanischen Zeitungen sind entrüstet über die Art und Weise, in der die britische Zensur völlig harmlose Telegramme als militärische Nachrichten betrachtet und unterdrückt. Der „New York Globe“ erzählt einige derartige Fälle, die trotz des Ernstes der Zeit wie Humoresken anmuten. „Wo bleibt das Ergebnis des Tennissetkampfes in Fox Hills, New York?“ fragte eine Londoner Zeitung bei ihrem New Yorker Vertreter an. Dieser antwortete, er habe es schon vor sieben Stunden geliefert. Da ging der Chefredakteur des Blattes zum Zensur. Ein hochgewachsener junger Engländer mit glattrasiertem Gesicht, dem Monokel im Auge und scheinbar ständigem Durst nach Tee, trat ihm entgegen. „Ja — sagte er — das Telegramm ist angekommen, aber es ist äußerst verdächtig. Sehen Sie doch selbst: „Weiß gewonnen, 6-2, 7-5, 8-4.“ Das ist natürlich eine Codemeldung. Diese sind aber verboten.“ Als ihm der Redakteur erklärte, es sei nur eine Sportnachricht, und als er an die Sportbegeisterung des englischen Zensurs appellierte, meinte dieser: „Ach was, Sportnachricht; die kommt morgen auch noch zurecht.“ Und auf die Frage, was denn nun eigentlich zu telegraphieren verboten sei, gab er die geistreiche Auskunft: „Das kann ich Ihnen nicht sagen; wenn wir bekannt geben, was verboten ist, dann erfährt ja die Öffentlichkeit, was geheim gehalten werden soll.“ — Der Inhaber eines amerikanischen Konfektionshauses hatte bei seinem letzten Besuch in London Damenmäntel bestellt, die auch geliefert wurden. Gleichzeitig telegraphierte ihm der Lieferant: „Zehn Kisten verfrachtet; erwarte Winterauftrag.“ Der Zensur hat das Telegramm niemals abgehen lassen. Daß die Firma Rosenthal u. Co. in Illinois tatsächlich Damenmäntel aus London beziehen könnte, schien ihm ausgeschlossen. Deutete vielmehr nicht das Wort „Winter“ darauf hin, daß es sich um eine Nachricht über die englische Flottenbewegung in der Nordsee handelte. Erst als der Londoner Lieferant von dem amerikanischen Käufer kein Geld erhielt, erfuhr er, daß das Telegramm unterdrückt worden war. Die Gebühren dafür sah er niemals wieder. — Der Londoner Berichterstatter einer New Yorker Zeitung kassierte eine Liste der mit den letzten Dampfern nach den Vereinigten Staaten abgefahrenen bekannten Amerikaner. Nach zwei Stunden kam die Anfrage aus New York, wie diese Schiffe heißen. Nach einer weiteren Stunde kam ein dringendes Telegramm „Was bedeutet: „Dampfer heißen...“ ohne Namensangabe.“ Der Zensur hatte also im ersten Telegramm die Namen der Passagierdampfer gestrichen. Im zweiten Telegramm strich er sie wiederum, ließ aber das seltsame „Dampfer heißen...“ als Kabelgramm nach New York weiter gehen. Eine wichtige Meldung desselben Korrespondenten vom 2. August traf in New York gar nicht ein. Dagegen erhielt er nach drei Wochen, am 23. August, einen Brief vom Londoner Telegraphenbüro, sein Telegramm sei vom Zensur unterdrückt worden. Inzwischen hätte er die Nachricht schon dreimal als Brief nach New York senden können. — Aus dem Londoner Hauptpostamt wollte ein Geschäftsmann einem in der Schweiz wohnenden Freunde telegraphieren. Da die Bestimmung besteht, daß nur in der Sprache des Empfangslandes abgefaßte Telegramme befördert werden, und der Engländer sich in Geny aufhielt, schrieb er französisch. — Der Postbeamte betrachtete das Telegramm einen Augenblick und gab es darauf mit den Worten zurück: „Das kann ich nicht annehmen, das Telegramm muß in Schweizer Sprache

geschrieben sein.“ — „Was? In Schweizer Sprache?“ — Der Postbeamte verschwand für einen Augenblick, um sich mit seinen Kollegen zu beraten. Als er zurückkam, meinte er: Geben Sie her, diesmal wollen wir es noch in französischer Sprache durchlassen.“

Vermischtes.

* Vom Helden-Kommandanten des „U. 9“. Man schreibt uns: Wenn man das Sprichwort „Was ein Hälchen wird, krümmt sich bei Zeiten“ auf den heldenhaften Kommandanten des „U. 9“, den Kapitänleutnant Otto Weddigen, anwenden wollte, so könnte man sagen, daß auch ein Held schon frühzeitig sein „Talent“ zeigt. Das läßt so recht folgende, uns von einem Bekannten Weddigens mitgeteilte Episode erkennen: Otto Weddigen war noch blutjunger Leutnant z. S., als er eines Tages an Bord eine Turnstunde abzuhalten hat. Keine — gewöhnlichen Turnstunden, denn der hohe Chef ist da zur Befichtigung, Erzellenz von Baubissin, der bekannte, um die Schulausbildung unserer Marine hochverdiente Admiral. Die blauen Jungen stehen am Turngerät angetreten. Einer von ihnen probiert eine Übung, die ihm aber nicht vorschrittsmäßig gelingt, so daß Leutnant Weddigen sich anschickt, sie muntergültig vorzuturnen. Die Tücke des Augenblicks will es, daß Weddigen dabei vom Gerät abstürzt. Ganz angenehm mag der Sturz nicht gewesen sein, aber der Leutnant verbeißt den Schmerz und läßt ruhig weiterturnen. Erzellenz v. Baubissin sieht ebenso ruhig zu. Als die Stunde verfloßen ist, bemerkt Erzellenz denn doch die auffallende Blässe im dem Gesicht des jungen Offiziers, er redet ihm mit den Worten an: „Na, Weddigen, haben sich wohl etwas weh getan?“ „Ja, Befehl, nein, Erzellenz, habe mir nur den Arm gebrochen!“ Mit diesem gebrochenen Arm aber hatte Leutnant Weddigen trotz aller Schmerzen ruhig die Turnstunde durchgeführt.

Büchertisch.

— Die Kriegsausgabe des Kunstwärts zum halben Preis bringt eine angenehme Ueberraschung. Es dürfte dies der einzige Fall sein, daß eine Zeitschrift den Bezugspreis während des Krieges so beträchtlich herabsetzt. Viele konnten bisher die Zeitschrift wegen ihres Preises nicht halten. Jetzt ist ihnen das möglich. Der Kunstwart hofft, durch die Preisherabsetzung seine Kulturarbeit in viel weitere Kreise tragen zu können, als es bisher möglich war. Trotz des geminderten Umfangs läßt er keine Verminderung des Arbeitsgebietes eintreten. Er wird nach wie vor alle Kunst- und Kulturfragen behandeln. Auch Bilder, Beilagen und Noten gibt er weiterhin mit, freilich etwas weniger reichlich als früher. Die Hefte, die wie stets zweimal monatlich erscheinen, werden einen Umfang von 30—40 Druckseiten haben.

— Weltkrieg. Unter diesem Titel erscheint im Verlag des Hilfsvereins Deutscher Frauen, Berlin, Preussisches Herrenhaus, zu wohntätigen Jued eine Zusammenfassung der Kriegsergebnisse, die auf Grund der amtlichen Depeschen bearbeitet und gut ausgestattet (das Titelblatt stammt von Döpler) eine ernste, würdige Erinnerung an die große Zeit bietet, die wir durchleben. Jede Woche erscheint eine 4 Seiten starke Nummer zum Preise von 5 Pfennigen, von denen infolge der freiwilligen Mitarbeit vieler 2½ Pfennige als Reinertrag bleiben. Diese — also 26 Mark pro 1000 Exemplare — werden an die Magistrats der deutschen Städte zur Unterstützung von Kindern im Felde stehender Krieger abgeführt. Namentlich Schüler unserer Lehranstalten sollen Abonnenten in ihrem Verwandten- und Freundeskreise werben; Kinder sollen Kindern helfen; ein vortrefflicher Gedanke, der auch vom pädagogischen Standpunkt vollste Billigung verdient.

Logogriff.

Mit „R“ geschieht es alle Tage,
Wohl dem, der immer in der Lage,
Mit „L“ ist's denen nicht genehm,
Die träge sind und sehr bequem.
Mit „K“ tun's Luben gar nicht selten,
Wenn auch die Lehrer darob schelten.
Mit „T“ tritt man ins Leben ein,
Bisweilen braucht man's auch beim Wein.
Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung der Skat-Ausgabe in voriger Nummer:

Abkürzungen: tr = Treff, p = Pique, e = Coeur, car = Carreau
trB = Treff-Bube, pA = Pique-As, eD = Coeur-Dame usw.

Das Spiel wurde verloren. Vorhand erhielt: carB, tr8, tr7, pD, p7, earZ, carK, ear9, ear8, ear7, im Skat lagen p9 und p8; Hinterhand hatte den Rest. — Spielgang:

1. B. earZ	M. carA	D. carB = — 23.
2. D. eZ	B. earB	M. eA = — 23.
2. B. earK	M. carD	D. pZ = — 17.

Sa. = — 63.